

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 84 (1997)
Heft: 6: Kleine Investitionen - grosser Wert = Petits investissements - grande valeur = Small investments - big value

Artikel: Das virtuelle Haus : Architekten und Philosophen auf der Suche nach den Potentialen des Neuen
Autor: Schwarz, Ullrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-63597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das virtuelle Haus

Architekten und Philosophen auf der Suche nach den Potentialen des Neuen

Das Deutsche Architektur Zentrum in Berlin, kurz DAZ genannt, war Ende März Schauplatz eines Versuches, die schwindelerregende Zeitgeistigkeit eines Themas durch die Erlesenheit von weltweiter Architektenprominenz zu überbieten. Ein westfälischer Türklinkerhersteller hatte zu einer zweitägigen Konferenz unter dem Titel «Das virtuelle Haus» ins DAZ geladen.

Nicht zufällig hatte sich der Veranstalter als Berater Peter Eisenman und dessen Frau Cynthia Davidson gewählt, die hinter dem wohl ehrgeizigsten intellektuellen Projekt der internationalen Architekturszene der neunziger Jahre stehen: den ANY-Konferenzen. Die seit 1991 einmal jährlich stattfindenden Konferenzen führen Architekten mit Philosophen, Geistes- und Sozialwissenschaftlern und Vertretern anderer Disziplinen zusammen, um die kulturelle Rolle der Architektur am Ende des 20. Jahrhunderts zu diskutieren. Im Juni wird diese Konferenzserie in Rotterdam unter dem Titel Anyhow fortgesetzt werden.

Auch das Berliner Seminar geriet somit zwangsläufig zu einem ANY Event und wird in seinen Ergebnissen in einer der nächsten Ausgaben der von Cynthia Davidson publizierten Zeitschrift «ANY» nachzulesen sein.

Bereits Monate vor der Veranstaltung erhielten die Teilnehmer und Gäste den hilfreichen Hinweis, sich durch intensive Lektüre der Schriften der Philosophen Henri Bergson (1859–1941) und Gilles Deleuze (1925–1995) mit dem Begriff des Virtuellen vertraut zu machen. Diese Art von Theoriepolitik trägt die eindeutige Handschrift Peter Eisenmans.

Glücklich waren die Zeiten, als es noch zu genügen schien, ihn als Dekonstruktivist zu nehmen. Doch man muss darauf gefasst sein, dass Eisenman von einem Projekt zum nächsten einen neuen begrifflichen Rahmen als Resonanzboden für seine Zwecke durchprobiert. Zur Zeit dürfte er seine zentralen philosophischen Anregungen nicht mehr von Jacques Derrida beziehen, sondern eben von Deleuze. Das gilt insbesondere für das Theorem der Faltung, das sich ihm über die Deleuze'sche Interpretation von Leibniz vermittelt, wie auch für das Paradigma der schöpferischen Materie, des Werdens und der Bewegung einerseits und des Gedächtnisses und des Virtuellen andererseits, das – wiederum vermittelt über Deleuze – auf Henri Bergson rekurriert.

Den nach Berlin eingeladenen Architekten war die Aufgabe gestellt worden, ein virtuelles Haus zu entwerfen, das baubar, auf ebenem Grund stehen und von bis zu vier Personen (und einem Haustier) bewohnbar sein sollte. Als theoretische Vorgabe erhielten die Architekten ein Papier des Hausphilosophen der ANY-Gruppe, John Rajchman, das den Begriff des Virtuellen auf der Basis von Bergson und Deleuze erklärte und in Ton und Duktus zwischen Manifest und konkretem Entwurfsprogramm schwankte.

Dabei wurde klargemacht, dass der hier angesprochene Begriff des Virtuellen die als «virtual reality» bekannten digitalen Simulationen gerade nicht meinte, sie vielmehr explizit ausschloss. Das virtuelle Haus sollte nicht dem Privathaus des Microsoft-Chefs Bill Gates gleichen, der angeblich alle Wandflächen seines Hauses

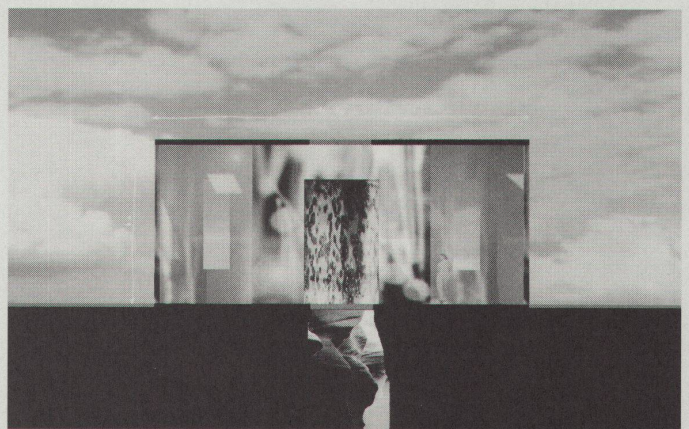
digitalisiert hat, um beliebige Bildprogramme nach freier Wahl und in jeder gewünschten Kombination abrufen zu können. Nicht um die grenzenlose Verfügbarkeit aller Informationsquellen und Bildarchive dieser Welt sollte es gehen, auch nicht um Abenteuer im Cyberspace.

Das hier zu entwerfende virtuelle Haus sollte also nicht so etwas wie ein Messestand der neuesten Medientechnologie sein. Jacques Herzogs Beitrag galt dann auch sofort als durchgefallen. Er hatte vorgeschlagen, das Internet zu einem offenen Entwurfsforum zu machen. Der philosophisch vorgegebene Anspruch war jedoch radikaler: jenseits aller überlieferten Vorstellungen von der Form und Funktion eines Wohnhauses sollte dessen architektonisches Konzept völlig neu bestimmt werden. Jeder wohlmeinende Versuch, bekannte Modelle schlicht verbessern zu wollen, hätte sich in diesem Kontext allerdings der Lächerlichkeit preisgegeben, war doch der Sprung in das ganz Andere, das noch nie Dagewesene erwartet. Die philosophische Fundierung des Begriffs des Virtuellen sollte verhindern, dass dieser Aufruf zur grundsätzlichen Erweiterung unseres Möglichkeitssinns in der Bodenlosigkeit subjektiver Einfälle versank. Die klassischen architektonischen Entwurfsstrategien waren damit von vornherein ausser Kraft gesetzt, das virtuelle Haus konnte damit auch kein Ergebnis einer Art von Erfindung sein. Die das Vorhandene unendlich übersteigende Potentialität des Virtuellen muss, dieser Auslegung von Bergson/Deleuze zufolge, auch gar nicht etwa erdacht, sondern nur aktualisiert werden, da sie immer schon «da» ist. Das Reale erscheint somit eingebettet in eine niemals auslotbare Dimension des Virtuellen, das nicht weniger wirklich ist als die Manifestationen der je konkreten Wirklichkeit. Aus dieser Sicht muss der Begriff «virtual reality» schlicht tautologisch wirken, da das Virtuelle per se schon real ist, es erscheint nur nicht auf der Ebene des Faktischen. Die erdenschwere Geltung des Bestehenden ist damit aufgehoben: alles könnte auch ganz anders sein. Es kommt nur darauf an, die Dynamik des Virtuellen in Gang zu setzen: vom Sein zum Werden.

So hätte man dieses Seminar über das virtuelle Haus auch betiteln können: Das Neue im Zeitalter seiner philosophischen Generierbarkeit. Aber glücklicherweise lief diese theoriepolitische Offensive hier ungewollt ins Leere, so dass es sich am Ende doch nur um die Frage der technischen Generierbarkeit handelte. Denn keiner der beteiligten Architekten hatte die theoretische Vorgabe wirklich ernst genommen, nicht einmal Eisenman. Zwar trug er ein kulturkämpferisch entschlossenes Lob auf die Virtualität vor, doch dieser Text stammte gar nicht von ihm selbst. Und weiterhin stellte er ein älteres Projekt vor, das der Kommentierung mittels des Konzepts des Virtuellen eigentlich überhaupt nicht oder höchstens modellstrategisch bedurfte. Auch in diesem Projekt ging es, wie bei Eisenman üblich, um eine Entwurfsmethode, die, abgelöst von der «Idee» eines Entwerfers, in weitgehender Eigenbewegung das Unvorhersehbare und eben auch Zufällige erzeugt, um architektonische Erfahrungsräume zu schaffen, die über alles Herkömmliche hinausgehen. Der Computer als nichtsubjektive Wunschmaschine: Das Softwareprogramm «morphing» macht's möglich.

Die auf diese Weise vorführbare Unendlichkeit der Formvariation, die tatsächlich jede Entwerfbarkeit uneinholbar übersteigt, soll die Begrenztheit und grundsätzliche Vorgefasstheit des konventionellen Formenrepertoires erweisen und gleichzeitig transzendieren. Der Künstler, so Eisenman in der Berliner Diskus-

Jean Nouvel
Das virtuelle Haus
Berlin 1997



sion, könnte diese Schwebelage der Unendlichkeit festhalten, die Wunde sozusagen offenhalten; der Architekt hingegen sei gezwungen, sich den Imperativen seiner Profession zu beugen und die prinzipielle Unendlichkeit der Formenvielfalt zwar gegen die historisch determinierten Verengungen kritisch aufzubieten – jedoch konstruktiv. Eisenman definierte damit sein eigenes ungelöstes Dilemma: zwischen Kritik und Konstruktion. Wie ist beides zur gleichen Zeit möglich? Was kann es bedeuten, eine «kritische Architektur» zu erzeugen, so wie Eisenman es möchte?

In Berlin blieb die Frage, mit welcher Begründung der unendliche Film der «morphing»-Variationen an einer bestimmten, offenbar fast beliebigen Stelle gestoppt wurde, ohne überzeugende Antwort. Innovation um der Innovation willen? Es drängt sich der Eindruck auf, dass in Eisenmans Denken zwei ästhetische Paradigmen der Moderne ungeschlichtet gegeneinanderstossen: die frühromantisch inspirierte und bei Eisenman jüdisch akzentuierte Infragestellung des Endlichen und Verweigerung der Vergegenständlichung überlagert sich mit der Ästhetik des Neuen, die nicht erst im Futurismus ein affirmatives Programm des Fortschreitens in sich birgt.

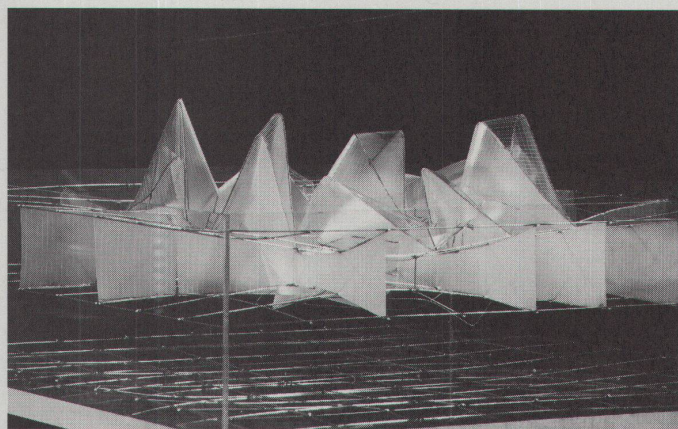
Deutlich wird dieser Widerspruch anhand der Definition des Unvollständigen. In dem von Eisenman in Berlin vorgetragenen Text wird die Unvollständigkeit des Faktischen als Kehrseite der Unausschöpflichkeit des virtuellen Möglichkeitsraums begriffen. Dieser Unvollständigkeit aus Reichtum steht die Unvollständigkeit aus Mangel gegenüber – Präsenz der Absenz hiess bisher Eisenmans Formel dafür. Auch mit der Virtualität à la Deleuze lässt sich eine Subversion der Faktizität betreiben, allerdings nur auf der Grundlage einer neuen Seinslehre, die so etwas wie ontologische Transzendenz verheisst, eine Transzendenz aus der Immanenz des Seins, jedoch ohne Dialektik, das heisst ohne jeden Gedanken an Negation und Konflikt. Der Vorrat an anderem geht nie zu Ende, hinter jeder Wirklichkeit steht ein Ozean von Virtualitäten. Nichts steht mehr aus, nichts fehlt, diese Welt ist immer schon erlöst. So trägt dieses Virtuelle alle Züge des Göttlichen, der Teufel kommt in ihr nicht vor, eine Bewertung der Virtualitäten findet nicht statt.

Doch angesichts der Unendlichkeit des Virtuellen, angesichts dieses nur zum Schein unendlich gefüllten, in Wahrheit aber unendlich leeren Virtualitätskosmos steigt der Pascalsche Schauer auf: alles kann anders sein, aber nichts ändert sich. Das Lob der Differenzen kennt keine wirkliche Differenz. Rückfall in die geistige Postmoderne von gestern, wenn nicht von vorgestern.

Das ist das – in der Sache überflüssige und in seinen Konsequenzen wahrscheinlich undurchschaute – intellektuelle Risiko Eisenmans beim Übergang von Derrida zu Deleuze: ein technisches Hilfsmittel (morphing) schlägt in ein Weltmodell um, ja fast in eine Weltanschauung.

Eisenman und andere wären aber sicher gut beraten, vom Konzept der Virtualität zumindest als Weltanschauung und als trostspendende Seinslehre nur einen äusserst sparsamen Gebrauch zu machen, sind doch die ideologischen Implikate dieses Ansatzes allzu offensichtlich. Die verschwiegene Theologie dieses Denkens läuft nämlich auf die These hinaus, dass wir über das faktische Hier und Jetzt immer schon hinaus sind – zwar ohne einen Gott, aber auch ohne jedes kritische Potential und ohne jedes gesellschaftliche Projekt. Eine Philosophie der Affirmation, die aus der konzeptionellen Virtualisierung jeder Faktizität die falsche Aura des Kritischen bezieht.

Peter Eisenman
Das virtuelle Haus
Berlin 1997



So wird das Virtuelle zum Utopieersatz in dürftiger Zeit.

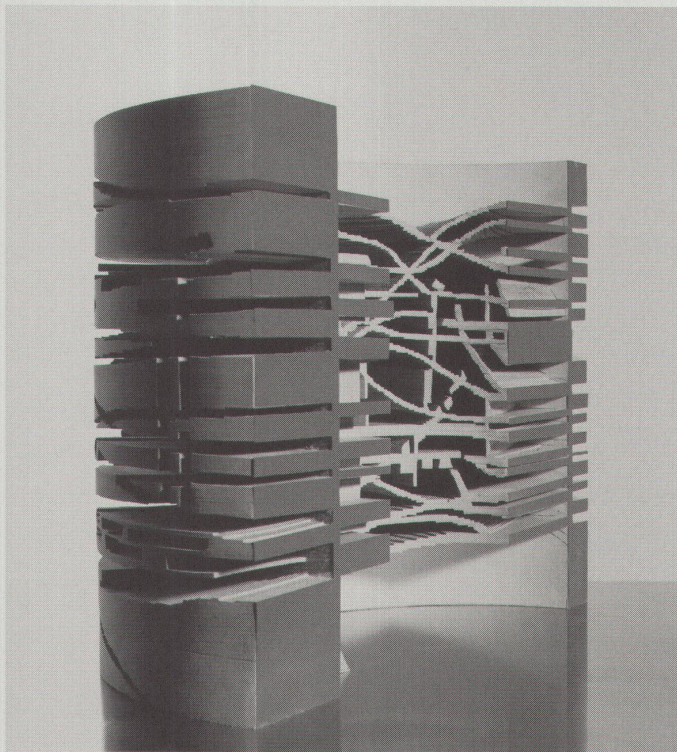
Dem hat in Berlin als einziger Daniel Libeskind vehement widersprochen. Auch für ihn stellt das Virtuelle ein Potential dar: für die Verweigerung des Einverständnisses. Libeskind konstruierte tatsächlich eine Unendlichkeitsmaschine, die jedoch nie zur Ruhe kam, nie zur «Form» erstarre. Die an Eisenman gerichtete Frage: «Why does the machine stop?» konnte sich hier gar nicht erst stellen. Allerdings auch nicht, ob und inwieweit es sich bei Libeskinde Beitrag um Architektur im herkömmlichen Sinne handelte.

Mit Libeskind einerseits und Eisenman andererseits waren Extrempositionen in der Ausdeutung des Virtuellen als abstraktem Möglichkeitsraum definiert.

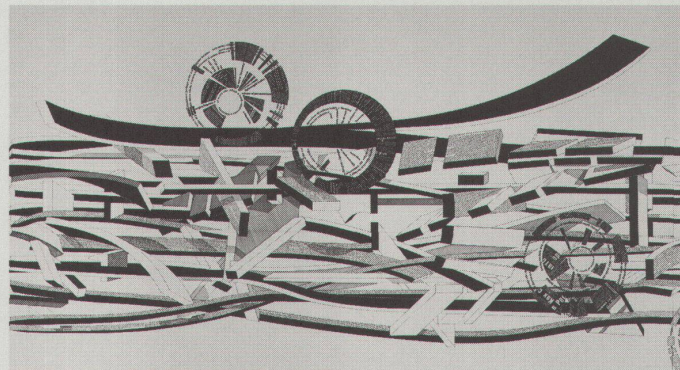
Von möglicherweise grösserem Interesse erwies sich jedoch die Interpretation des Virtuellen als Durchdringung des Raums durch Zeit, als Koexistenz von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer räumlichen Konfiguration. Raum also nicht als Ablagerung sorgfältig voneinander getrennter Zeitschichten, sondern als Resonanzkörper seiner eigenen Geschichte.

Der Begriff des Gedächtnisses spielt hier eine besondere Rolle, und in anderer Weise wäre man damit wieder bei Bergson. Die eindrucksvollste, ja anrührendste Präsentation in Berlin gelang Toyo Ito, der das Entstehen und Zerstören eines seiner eigenen Gebäude mit dessen sich verändernder emotionaler Rolle im Leben seiner Bewohner verknüpfte. Das Haus besass demnach eine «unsichtbare», somit «virtuelle» Binnengeschichte, die das Gebäude eben auch in seiner steinernen Materialität konstituierte. Nachdem sich diese Binnengeschichte von dem architektonischen Gefüge abgelöst hatte, blieb dieses ausgehöhlt und in jeder Hinsicht entleert zurück, es war an sein inneres und äusseres Ende gelangt.

Der Begriff des Virtuellen kann also hilfreich sein, eine Kontextualisierung durch eine vordergründige Bestimmung der historischen Identität eines Ortes aufzusprengen, die sich an einer konventionalisierten Deutung von jeweiliger Vergangenheit orientiert, die nichts als eine Ansammlung toter Fakten ist. Das Virtuelle kann



Daniel Libeskind
Das virtuelle Haus
Berlin 1997



demnach eingetragen werden in ein kritisches Programm zur Rettung und Aktualisierung eines Vergangenheitspotentials, das nicht an der Oberfläche liegt und somit verlorenzugehen droht.

Die Nähe zu Prousts Suche nach der verlorenen Zeit ist nicht zufällig. Zwar wollte man sich in Berlin deutlich gegen Proust abgrenzen, weil man befürchtete, dass der Rekurs auf Proust nur zu einer nostalgischen Mobilisierung von Bildern der Vergangenheit führen würde. Nun beruht diese Einschätzung auf einem etwas grobschlächtigen Missverständnis der Proustschen Methode. Eine Beschäftigung mit Walter Benjamins Proustrezeption würde hier wohl weiterführen. Zudem gibt es in der architektonischen Entwurfspraxis der jüngsten Zeit Beispiele genug für eine offensive Ausmessung des «virtuellen» Vergangenheitsraums.

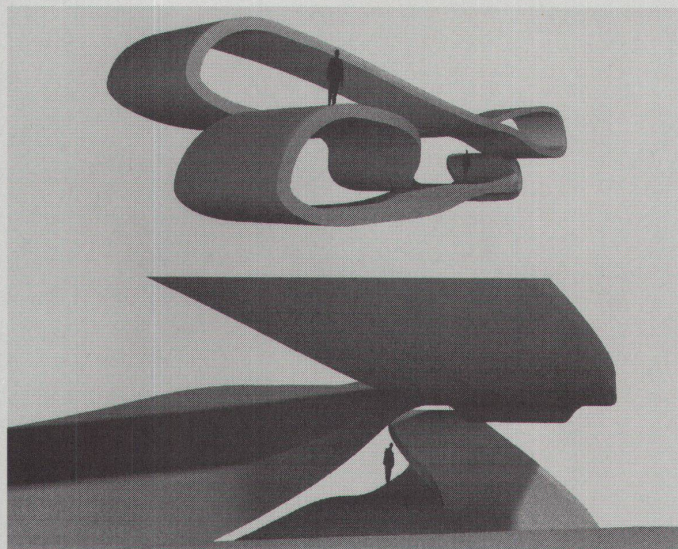
Daniel Libeskind berichtet, er habe seinem städtebaulichen Entwurf für den Alexanderplatz in Berlin als gleichsam organisierende Struktur die Handlinien von Alfred Döblins linker Hand zugrunde gelegt. Anordnung von Gebäuden und die Kraftlinien der urbanen Entwicklung folgten dieser Vorgabe.

Entscheidend für das Verständnis dieser ungewöhnlichen Planungsmethode ist die Einsicht, dass es hier um die Freisetzung eines – virtuellen – Potentials eines Ortes oder Objektes geht. Was auf den ersten Blick als abstruse Willkür erscheint, wird sozusagen als Instrument der Geburtshilfe eingesetzt. Die Überlagerung zweier zunächst offensichtlich sehr unterschiedlicher Strukturen soll die Verhältnisse zum Tanzen bringen und eine sonst gar nicht ausdenkbare Selbstentfaltung des Gegenstandes ermöglichen.

Was Libeskind hier tut, zeigt exemplarisch den Einfluss der Dekonstruktion. Eine von deren Hauptoperationen, die De-zentrierung, wird hier anschaulich vorgeführt. Nimmt man die vorliegende städtebaulich-architektonische Struktur des Alexanderplatzes einmal als Text, dann werden die Bedeutung, die Geltung und die Grenzen dieses Textes aufgesprengt, indem das durchsichtige Pergament eines anderen Textes darüber gelegt wird, wodurch völlig neue Bezüge entstehen und eine neue Lektüre möglich erscheint.

Ähnliche Versuche hat Bernard Tschumi ausgehend von Texten von James Joyce gemacht. Auf noch vertracktere Weise führte Eisenman die gleiche Operation bei einem Entwurf für Verona durch, wo er den Stadtgrundriss Veronas mit einem wiederum ganz anderen Text konfrontierte: dem Text des Shakespeareschen Dramas Romeo und Julia.

Daniel Libeskind
Das virtuelle Haus
Berlin 1997



Die Überlagerung verschiedener Ebenen als Zufallsoperator ist aus der ästhetischen Praxis des 20. Jahrhunderts vielfältig bekannt. John Cage hat zum Beispiel transparentes Notenpapier über Sternkarten gelegt oder die Unebenheiten des Papierbogens als Notationssystem benutzt.

Bei der De-zentrierung geht es zwar auch um die Überwindung der blossen Subjektivität des Entwurfs, doch zielt sie nicht so sehr auf die Objektivität des Zufalls ab, sondern auf die Entfaltung eines immanenten Potentials, das nicht manifest an der Oberfläche liegt, aber gleichwohl den Ort konstituiert. Freizusetzen sind dabei auch die vielfältigen kulturellen und historischen Ablagerungen, die einen Ort als Gedächtnisraum ausmachen. In diesen Gedächtnisraum einzudringen heisst, eine Archäologie des Ortes zu betreiben, die

nicht allein Überreste des einmal «real» Vorhandenen ausgräbt, sondern ebenso Spuren des möglich Gewesenen, des Gedachten und Denkbaren an die Oberfläche hebt, die nicht minder die Wirklichkeit eines Ortes definieren wie das sogenannte Faktische. Dieser erweiterte Wirklichkeitsraum wird als das Virtuelle gedeutet, wobei allerdings das nicht Sichtbare und nicht Realisierte nicht weniger «real» sind als das herkömmliche Reale.

Dieser Gedankenansatz lässt sich gut an zwei neueren Entwürfen von Eisenman verdeutlichen. Beim Wettbewerb für ein Mahnmal für die Opfer des Holocaust auf dem Judenplatz in Wien überlagert er bestimmte historische Strukturen, die relevant für die Spezifik dieses Ortes sind. Massstäblich jeweils angepasst werden die Umrisslinien des geschichtlichen Wiener Judengettos, die Grenzen von Grossdeutschland im Jahre 1938, also nach dem «Anschluss» Österreichs, und der Lageplan des Lagers Auschwitz übereinandergelegt.

Ein anderes Beispiel: Beim Wettbewerb für den Platz der Nationen in Genf benutzt Eisenman zwei nicht realisierte Entwürfe von Le Corbusier für Genf, um das Gedächtnis dieses Ortes zu beleben und um dessen virtuelle Potentiale zu aktualisieren.

Was anhand dieser Beispiele deutlich wird, ist, dass die De-zentrierung selbstverständlich zunächst eine destabilisierende Wirkung entfaltet, aber keinesfalls als ein nur negatorischer Akt zu verstehen ist. Will sie den Raum des Virtuellen öffnen und nicht nur abgelebte und verdinglichte Bilder des Vergangenen zitieren, dann muss sie als Dekonstruktion immer schon zu einer Art Konstruktion greifen, um – wir benutzen jetzt wieder die Begriffe von Proust – die willkürliche Erinnerung, die nur «Fakten» reproduziert, zu übersteigen und die unwillkürliche Erinnerung, die uns die existentielle Tiefenzeichnung und damit in jedem Sinne auch das Unabgegoltene und Unschlichtbare der Vergangenheit zurückbringt, zu aktivieren. Überraschungen angesichts der möglichen Wiederkehr eines Verdrängten können dabei nicht ausbleiben. Architektonisch gewendet: blosser Wiederholungen vorgegebener Formen sind bei dieser Methode nicht zu erwarten. So bewahrheitet sich ein Urteil des vor kurzem verstorbenen Konstanzer Romanisten Hans Robert Jaus: «Insofern ist die vom Automatismus befreite ästhetische Wahrnehmung nicht gleichbedeutend mit blosser Innovation (etwas nur anders sehen als bisher): sie schliesst das entdeckende oder bestätigende Sehen dessen ein, was bisher verdeckt, verleugnet oder verdrängt war.»¹

In diesem Sinne kann das Virtuelle – als unreduzierter Raum des gelebten Lebens – auch für die Architektur produktiv sein.

U.Sch.

¹ Hans Robert Jaus: Negativität und Identifikation. Versuch zur Theorie der ästhetischen Erfahrung, in: Positionen der Negativität, hrsg. von Harald Weinrich, Poetik und Hermeneutik VI, München 1975, S. 294